Bildungszentrum Salecina: „Berggebiete wohin? Die Zukunft der Alpentäler und der Stellenwert der Kultur“ - 16.06.16 – Impulsreferat Jon Mathieu – draft, please do not quote – the spoken word applies

Kultur als konstituierendes Element der Berggebietsentwicklung

Vielen Dank für die Einladung und die freundlichen Einführungsworte. Die Organisatoren haben mir das Thema „Kultur als konstituierendes Element der Berggebietsentwicklung“ gegeben und da ich Historiker bin und hier als erster spreche, erlaube ich mir, etwas tiefer in der Geschichte und Wissenschaftsgeschichte auszuholen. Beginnen möchte ich mit einem Buch, das genau so alt ist wie ich.

1952 veröffentlichten die bekannten Anthropologen Alfred Kroeber und Clyde Kluckhohn eine ausführliche Studie mit dem Titel „**Culture**. A Critical Review of Concepts and Definitions“. Darin zählten die beiden Autoren nicht weniger als 160 verschiedene Kulturdefinitionen auf. Das war Mitte des 20. Jahrhunderts. Seither sind noch ein paar Dutzend dazu gekommen. Eine solche Definitionsflut weist darauf hin, dass sich „Kultur“ nicht leicht abgrenzen lässt. Damit geht es diesem Begriff ähnlich wie anderen grossen Wörtern – man denke etwa an „Wirtschaft“, „Politik“, „Gesellschaft“. Was sich aber seit Kroeber und Kluckhohn spürbar verändert hat, ist die Ausrichtung der neuen Kulturdefinitionen, wie sie in den Humanwissenschaften verwendet werden. Bis vor wenigen Jahrzehnten lag der Akzent bei „Kultur“ auf der Ganzheit von identitären Phänomenen. Es ging vor allem um die Abgrenzung von einer kulturellen Einheit zur anderen. Diese wurden als eine Art superhumane „Organismen“ betrachtet, welche die Menschen in all ihrem Tun und Denken umfassten und bestimmten. Die heutige Begriffsverwendung hat sich von dieser holistischen Vorstellung weitgehend verabschiedet und stellt die Verhandelbarkeit von „Kultur“ in den Vordergrund. Es geht um die Praxis von Akteuren, die ihre Positionen und ihr Verständnis von sich selbst und von den anderen im dauernden Hin und Her von Diskurs und Gegendiskurs ausloten. Diese gütlichen oder konfrontativen Auseinandersetzungen spielen sich auf verschiedenen Ebenen und in verschiedenen Bereichen ab. Unter anderem im Bereich von Bildung, Wissenschaft, Kunst, Medien und Kommunikation oder eben „Kultur“, wie wir auch hier sagen.

Als Historiker hat man beim Thema unserer Veranstaltung vor allem die **Zeitdimension** im Auge. Sie ist die zentrale Achse der Geschichtswissenschaft und besonders geeignet, die Dynamik von Gesellschaften zu erfassen. Viele Methoden und Modelle der humanwissenschaftlichen Nachbardisziplinen beschränken sich ja auf die Gegenwartsebene und lassen chronologische Abhängigkeiten ausser Acht. Was Ihnen mangelt oder ganz fehlt ist die quellenkritische Erfahrung, um frühere Phänomene in einem zeitgenössischen Kontext zu verstehen und die Folgewirkungen auf spätere Situationen abzuschätzen. Wer dies mit der nötigen Ernsthaftigkeit tut, kann die Vergangenheit auch dazu benutzen, die Gegenwart mit anderen Augen zu betrachten und mögliche Entwicklungsszenarien auszudenken. In der halben Stunde, die mir hier zur Verfügung steht, ist dies für unser weit gefasstes Thema nicht möglich. Ich beschränke mich auf skizzenhafte Andeutungen zu zwei Punkten. Erstens: zur Problematik von **Religion und Sprache**, welche die Kultur im Alpenraum der Neuzeit sehr wesentlich bestimmten – und zweitens: zur **Entwicklung seit 1970** mit einem praktischen Ausblick. Damit ich nicht ins Plaudern gerate und das Zeitmanagement durcheinander bringe, habe ich dazu einen schriftlichen Text vorbereitet.

Vielleicht haben einige von Ihnen den neuen **Heidi-Film** mit Anuk Steffen und Bruno Ganz gesehen. Diese aktuelle Heidi-Version hält sich eng an die Buchvorlage von 1880/81. Umso auffälliger sind deshalb die wenigen Abweichungen. Das neuste Heidi wird in Frankfurt nicht mehr zu einer fleissigen Bibel-Leserin wie im Original-Kinderbuch vor 125 Jahren. Es spricht dafür auf der Alp mit dem Öhi und dem Peter einwandfreies Bündnerdeutsch. Wir können

dieser doppelte Unterschied als Hinweis auf den historischen Wandel von religiösen zu sprachlichen Identitätsvorstellungen lesen. Wer sich fragt, welchen Beitrag die Kultur in der Vormoderne und im Übergang zur Moderne zur Berggebietsentwicklung geleistet hat, kommt nicht um Religion und Sprache herum.

Betrachten wir einmal einen kleinen Ausschnitt des Alpenraums, nämlich die Dörfer des Bergells und des Engadins, von Castasegna bis nach Tschlin und Martina – gut 100 Kilometer Berggebiet. Wieviele alte **Kirchen** finden wir da, und wie bedeutungsvoll waren und sind diese Bauwerke? Bis vor kurzem gab es auf dieser Strecke 28 Gemeinden, jede mit mindestens einer Kirche, zum Teil von eindrücklicher architektonischer Gestalt. Eine grosse Zeit des Kirchenbaus waren die Jahre vor und nach 1500, als die Bevölkerung rasch zunahm und die Gemeindebildung starke Fortschritte machte. Nott Caviezel hat in einer minuziösen Studie gezeigt, dass viele Bauhandwerker aus dem Ostalpenraum in Graubünden tätig waren, in einer Art inneralpiner Ost-West-Migration. Für die Gemeinden war es eine unglaubliche Investition. Sie legt Zeugnis davon ab, welche Bedeutung man dem Gottesdienst beimass. Kurz nach dem Bauboom kam die Reformation, und diese über zwei Dutzend Kirchen wurden protestantisch – genauer protestantisches Grenzland gegen das katholische Italien. Die Reformation ist natürlich nicht zu verstehen, ohne Bezug auf die gesamteuropäische Auseinandersetzung um die richtige Form des Christentums. Im Bergell waren es vor allem italienische Glaubensflüchtlinge, welche die Reformation einführten, unter anderem der berühmte Pier Paolo Vergerio, gewesener Bischof und Bekannter von Martin Luther (Vicosoprano 1550-53). Dass der konfessionelle Streit an der Grenze in Fleisch und Blut überging, zeigte sich noch sehr viel später. Ich erinnere mich, dass ich in den Jahren um 1980 einmal in Casaccia dringend Benzin für meinen damaligen VW-Käfer benötigte. Als Gratiszulage zu den 20 Litern Benzin erhielt ich dort vom Tankwart eine flammende Anti-Papst-Predigt. Später erfuhr ich von einer Bergeller Freundin, dass man an dieser Tankstelle ohne ein Stück Kontrovers-Theologie selten zu Treibstoff kam.

Wie bei vielen anderen Kulturtransfers erfolgte die **Aneignung des neuen Glaubens** auf eine Art und Weise, die den inneren Machtverhältnissen entsprach. Warum wurden das Bergell und das Engadin protestantisch? Ein wichtiger Grund dafür war die Tatsache, dass man sich damit vom Churer Bischof distanzieren konnte, der im ständischen Gebilde des Gotteshauses das Sagen hatte. Anti-herrschaftliche Tendenzen erklären gleich auch die Ausnahmen von der Regel. Tarasp und Samnaun blieben als einzige katholisch, weil sie von zwei protestantisch gewordenen Gemeinden abhängig waren. Mit der konfessionellen Distanzierung förderten sie ihre Gemeindeautonomie. Tatsächlich waren die gelebte Konfession und Religiosität in mancher Hinsicht pragmatisch. Auch wenn der Kirchengang einen obligatorischen Charakter hatte, sollte man sich nicht vorstellen, dass alle Bergeller und Engadiner in jedem Moment vom Glauben beseelt waren. Aber es gibt auch Belege, dass die christliche Botschaft – oder soll ich sagen: Utopie? – manchen Personen in schwierigen Momenten Trost spendete. Ich erinnere mich an einen handschriftlichen Eintrag aus dem frühen 18. Jahrhundert, den ich einmal in einer alten Bibel in Lavin gesehen habe: Eine Mutter, der mehrere Kleinkinder weggestorben waren, baute fest darauf, ihre viel zu früh verstorbenen Lieben im Himmel wieder körperlich anzutreffen.

Als die **Sprache** im 19. Jahrhundert die Konfession als identitätsbildende Kraft abzulösen begann, ging das Jenseits als kultureller Fluchtpunkt verloren oder positiv gewendet: wandte man sich umso dezidierter der Verbesserung des Diesseits zu. Die Abendmahlsgemeinschaft wandelte sich zur Sprachgemeinschaft. „Tanter Rumantschs be Rumantsch“ (Unter Romanen nur Romanisch), hiess die Devise, welche die entstehende Sprach- und Kulturbewegung im Engadin begleitete. Auch sie ist natürlich nur durch den in Europa weit verbreiteten

romantischen Nationalismus des 19. Jahrhunderts zu verstehen, also wiederum als eine Verflechtungsgeschichte. Mit der Gründung einer Sprachvereinigung in Chur, der *Società Retorumantscha,* wurde 1863 der erste Versuch unternommen, die neuen Entwicklungen in Wissenschaft und Kultur zusammenzufassen. Als wichtigstes Anliegen galt die Schaffung einer romanischen Einheitssprache – ein Vorhaben, das bald einmal an konfessionell-regionalistischen Widerständen scheiterte. Erst als man das Programm stärker auf das Bewahrende ausrichtete, auf das Sammeln und Erhalten einheimischen Sprach- und Kulturguts, gelang es zu einer dauerhaften Tätigkeit zu kommen. Fast noch schwieriger war die Schaffung einer italienisch-bündnerischen Vereinigung zur Förderung der Anliegen der paritätischen Valle Poschiave, der protestantischen Val Bregaglia und der katholischen Mesolcina. Die 1918 gegründete *Pro Grigioni Italiano* war lange ein stark personalisiertes und zentralisiertes Unternehmen, das fast nur von Ausgewanderten in Chur, Bern und Zürich getragen wurde (A. M. Zendralli) – bevor sich die Tätigkeit vermehrt in die Täler verlagerte.

Die **Zwischenkriegszeit** war in Südbünden dann ein besonderer Moment, der die verschiedenen Sprachbewegungen mehrheitlich zusammenstehen liess. Der italienische Irredentismus erreichte damals unter Mussolini einen Höhepunkt. Als Ziel der territorialen Expansion schwebte dem Faschismus die sogenannte „catena mediana delle Alpi“ vor. „La razza italiana giunge fino alla catena mediana delle Alpi“ – „Die italienische Rasse reicht bis zum mittleren Alpenkamm“, verkündete eine irredentistische Karte der Schweiz. Die Antwort der Eidgenossenschaft auf die Bedrohung der nationalen Integrität war die Beförderung der rätoromanischen Kleinsprache zur vierten Landessprache. Die entsprechende Volksabstimmung fand 1938 statt und ergab einen Ja-Anteil von 92 Prozent. Am höchsten war die Zustimmung in Genf mit schon fast verdächtigen 99 Prozent. An verschiedenen Orten liess man darauf die Kirchenglocken läuten, so in Zuoz und Pontresina – vielleicht sogar in St. Moritz mit seiner stark gemischten Bevölkerung. Schon unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg zählte man in dieser Hochburg des mondänen Tourismus nicht weniger als 21 Sprachen (Kessler, S. 153). Das Oberengadisch-Romanische, das sogenannte „Putèr“, war dort nicht die Sprache von armen Bergbauern, sondern das Identitätsmerkmal einer einheimischen Oberschicht von Hotelbetreibern, die sich gern exklusiv gab.

An dieser Stelle können wir uns **fragen**: In welcher Weise beeinflusste die Kultur die Berggebietsentwicklung in diesem Abschnitt der Alpen? Oder kontrafaktisch formuliert: Hätte sich die Entwicklung von Bevölkerung und Wirtschaft ohne die genannten kulturellen Bestrebungen signifikant von derjenigen unterschieden, die sich in der Neuzeit tatsächlich einstellte? Die kulturellen Bestrebungen waren intensiv. Trotzdem bin ich nicht sicher, ob sie zum Beispiel die Besiedlungsverhältnisse einheitlich und nachhaltig beeinflussten. So gehörte die temporäre Migration in die grossen Städte Oberitaliens schon zu Beginn der Neuzeit zu den ziemlich gewöhnlichen ökonomischen Optionen. Die protestantischen Bergeller und Engadiner konnten in Italien nicht heiraten und blieben eher unter sich. In den Kirchenbüchern des katholischen Tarasp findet sich dagegen öfters der Eintrag „uxoratus Venetiis“ – in Venedig verheiratet. Den Protestanten blieb diese Möglichkeit versagt. Gleichwohl waren auch sie fleissige Auswanderer und überzogen Europa seit dem späten 18. Jahrhundert mit einem ganzen Netz von Zuckerbäckereien und kleinen Kolonien. Religion und Sprache spielten also eine Rolle, liessen sich aber in verschiedener Weise mit der heimischen und auswärtigen Ökonomie verbinden.

Doch nun zum zweiten Punkt meines Exposés, zur **Entwicklung der letzten Jahrzehnte**. Dass ich sie selber miterlebt habe – während mehr als 15 Jahren auch hier in Graubünden – macht die Sache nicht unbedingt leichter. Zeitgeschichte ist ein delikates Feld, bei dem man gerne Friedrich Nietsche zitieren möchte, der wohl mit Blick auf seinen Silsersee sagte:

„Dünnes Eis ein Paradeis für den, der gut zu tanzen weiss.“ Ich werde die Perspektive jetzt geografisch ausdehnen und eine Bewegung in den Alpen kurz beleuchten, die wiederum einen gesamteuropäischen Hintergrund hatte: den modernen Regionalismus und seine ökologischen Wandlungen.

Die Arbeitsgemeinschaft Alpenländer, die sogenannte **ARGE Alp**, war die erste grenzüberschreitende Organisation, die man unter dem Stichwort Regionalismus einreihen kann. Sie wurde 1972 ins Leben gerufen und umfasste zunächst die österreichischen Länder Tirol, Vorarlberg und Salzburg, den deutschen Freistaat Bayern, den schweizerischen Kanton Graubünden, die italienische Autonome Provinz Bozen (Südtirol) und die Region Lombardei, später noch weitere Mitglieder. Mittels regelmässiger Treffen der Regierungspräsidenten und von hohen Beamten sollte ein Austausch zu wirtschaftlichen und kulturellen Fragen institutionalisiert werden. Obwohl es schon früher grenzüberschreitende Kontakte gegeben hatte, war die Verstetigung ein Schritt, dem auch im europäischen Kontext ein gewisser Pioniercharakter zukam. Im Vordergrund standen zuerst der Ausbau der transalpinen Verkehrsverbindungen und konkret ein Autobahnprojekt von Ulm nach Mailand, das von den drei Hauptakteuren (nämlich Bayern, Tirol und Lombardei) propagiert wurde. Dieses Projekt stand in Konkurrenz zu weiter fortgeschrittenen Autobahnprojekten in den Ostalpen, kam aber nie zustande – wie so viele andere Projekte auch.

Ein Grund für das Scheitern war der Aufschwung der ökologischen Bewegung, der sich besonders in den 1980er Jahren einstellte (Stichworte: Waldsterben, Tschernobyl). Verschiedene Exponenten der neuen grünen Strömungen richteten ihren Blick bekanntlich schnell auf den Alpenraum. Anfangs 1989 erklärte der deutsche Umweltminister, er werde die Kollegen aus allen Anrainerstaaten schon für Oktober des gleichen Jahres zu einer Alpenkonferenz nach Berchtesgaden einladen, um die anstehenden ökologischen Probleme und Lösungsvorschläge zu diskutieren. 1991 unterzeichneten die Minister dann in Salzburg das Rahmenabkommen für ein mittlerweile vorbereitetes *Übereinkommen zum Schutz der Alpen* (sprich **Alpenkonvention***)*. In der Präambel hiess es, die Alpen seien „einer der größten zusammenhängenden Naturräume Europas“ und ein sehr vielfältiger, von zahlreichen Völkern und Ländern beanspruchter „Lebens-, Wirtschafts-, Kultur- und Erholungsraum“. Man wisse aber, „dass die ständig wachsende Beanspruchung durch den Menschen den Alpenraum und seine ökologischen Funktionen in zunehmendem Masse gefährde“. Die wirtschaftlichen Interessen müssten also „mit den ökologischen Erfordernissen in Einklang gebracht werden“.

Der Anstoss für die Alpenkonvention kam nicht von Berufspolitikern, sondern von der **Internationalen Alpenschutzkommission CIPRA**. Sie war 1952 als Ableger der Welt-Naturschutz-Union gegründet worden und engagierte sich im grenzüberschreitenden Naturschutz, blieb jedoch eine kleine, von Einzelpersonen geprägte Vereinigung und stellte die Aktivität schliesslich fast ganz ein. Zu neuem Leben erwachte sie 1974 anlässlich eines internationalen Symposiums in Trento, das „Die Zukunft der Alpen“ zur Diskussion stellte und sich für ein erweitertes Engagement aussprach. In der Folge gab sich die Kommission eine neue Struktur, wurde grundsätzlicher und professioneller. Unter dem Eindruck der hitzigen Umweltdebatte beschloss das Präsidium im Februar 1987, ein Programm vorzubereiten, um eine alpenweit koordinierte und verpflichtende Umweltpolitik in die Wege zu leiten.

Dieses Ziel erreichte die CIPRA über Erwarten schnell. Doch glücklich wurde sie damit nicht, denn der anschliessende Institutionalisierungs- und Umsetzungsgsprozess erwies sich als **langwierig**, und die Ergebnisse waren bedeutend weniger fassbar und öffentlichkeitswirksam, als man in der ersten Begeisterung gehofft hatte. Einige der Anwesenden wissen dies aus

erster Hand – ich denke an Werner Bätzing und Dominik Siegrist, die in verschiedenen Rollen seit langem an diesen Diskussionen und Entscheidungen beteiligt waren und sind. Ich selbst war nur Zaungast, mehr oder weniger fleissiger Leser der CIPRA-Zeitschrift und Beobachter der Bündner Regierung, die sich äusserst schwer damit tat, dass die Alpenpolitik jetzt nach Bern abwanderte und die einzelnen Miglieder nicht mehr Franz Joseph Strauss (gest. 1988) in München die Hand schütteln durften. Graubünden und andere Bergkantone und die Schweiz als Ganzes lieferten also ein Trauerspiel, doch ich frage mich, ob die Entäuschung der CIPRA nicht auch in einem gewissen Mass vorprogrammiert war. Waren vielleicht die Erwartungen unrealistisch hoch? Überschätzte man die Handlungsspielräume, die sich in diesem staatlich-administrativen Feld eröffneten?

Wie auch immer. Die CIPRA startete jedenfall selber eine lange Reihe von interessanten, kreativen Aktionen, und die Dynamik ging eher weg von der Alpenkonvention. Wenn ich mir überlege, was sich im Alpenraum in letzter Zeit besonders stark verändert hat, dann sind es nicht zuletzt die **neuen Parks**. Seit der Gründung des ersten Nationalparks im Engadin 1914 sind in den Alpen noch nie soviele Parks gegründet worden wie seit 1990: Parco Nazionale Dolomiti Bellunesi (1991), Parco Nazionale delle Val Grande (1992), Nationalpark Hohe Tauern (1987-1992), Nationalpark Kalkalpen (1991), Nationalpark Gesäuse (2002). Dazu kommen ältere Parks und viele andere Schutzgebiete. Insgesamt summieren sie sich jetzt auf etwa einen Viertel der alpinen Gesamtfläche. In der Schweiz war und ist die Parkdynamik besonders auffällig. Lange stand man hier unter dem Eindruck des Engadiner Nationalparks, der mit seinem Totalschutz und Forschungsimperativ eine Art wissenschaftliche Diktatur bildete. Heute zählt die Schweiz aber nicht weniger als 19 „Pärke von nationaler Bedeutung“, die zusammen beachtliche 6'400 Quadratkilometer umfassen. Mit einer Ausnahme sind sie alle im 21. Jahrhundert entstanden, gewissermassen „auf einen Chlapf“. Wie sie wissen, geht es jetzt nicht mehr um die Bewahrung oder die Rückkehr zur „Urnatur“ (wie 1914), also um den sogenannten Totalschutz, sondern nicht zuletzt um die Berggebietsentwicklung.

Man könnte nun argumentieren, dass die Alpenkonvention mit ihrer angegliederten *Task Force Schutzgebiete* in Chambéry viel zu dieser neuen Dynamik beigetragen hat. Ich kann das nicht wirklich abschätzen, vermute aber dass es eher lokale und regionale Kräfte waren, die getragen von einem parkfreundlichen, ökologisch-ökonomischen Trend, zu diesem Ergebnis führte. Und was bewirkte die Alpenkonvention im **kulturellen Bereich**, der an unserer Veranstaltung im Zentrum steht? Viele von Euch wissen sicher, dass die Alpenkonvention mit sogenannten Protokollen umgesetzt werden soll. Es gibt Protokolle zu Naturschutz und Landschaftspflege, Berglandwirtschaft, Tourismus, Energie, Verkehr usw., auch eines zur Streitbeilegung. Für die Kultur gibt es dagegen nur eine Erklärung der Minister, die sogenannte „Deklaration zu Bevölkerung und Kultur“. Sie enthält 22 Punkte, eingeteilt in die Abschnitte: Gemeinschaftsbewusstsein und Kooperation; Kulturelle Vielfalt; Lebensraum, Lebensqualität und Chancengleichheit; Wirtschaftsraum; Rolle der Städte und der ländlichen Räume. Sie werden es mir hoffentlich nicht übel nehmen, wenn ich die Botschaft der Ministerialerklärung etwas pointiert zusammenfasse: Man soll gleichzeitig die einzelne Sprache und Kultur wie auch die Verbindungen zwischen ihnen fördern (es geht also um eine organisierte Vielfalt, wie wir sie auch in der Schweiz kennen); man soll gleichzeitig die alte wie die neue Kultur pflegen; überall sollen Brücken gebaut werden: zwischen verschiedenen Teilen der Alpen, zwischen den Alpen und ihrem Umland, zwischen den Alpen und anderen Gebirgen usw.

Es wäre interessant zu wissen, was diese Ministerialerklärung wirklich auslöste. Sie wurde vor knapp 10 Jahren verabschiedet (08.11.2006). Wer hat sie gelesen und wer hat sie unter welchen Umständen für welche Zwecke gebraucht? Ich selber bin nicht sicher, ob eine

gesamtalpine Kulturpolitik, die ihren Namen verdient, wirklich möglich und nötig ist. Mein Herz schlägt für die **regionalen und lokalen Initiativen**. Was wäre das Bergell ohne die Società Culturale Bregaglia, ohne die Fondazione Giacometti und ohne das Ferien- und Bildungszentrum Salecina? Was wäre Altdorf ohne das – in Fachkreisen weithin berühmte – Festival Alpentöne? Was wäre der Bregenzerwald ohne das Frauenmuseum Hittisau? Und so weiter, und so fort. Kleine Orte und Regionen mit geringer Bevölkerungsdichte haben in der Regel ein schmales Kulturangebot. Kultur funktioniert eben ein Stückweit wie die Wirtschaft, sie ist auf einen Markt angewiesen. Es ist manchmal sehr schwierig, in solchen Gebieten etwas Interessantes zu lancieren. Man braucht viel Energie und Fantasie – aber der und die einzelne wird dafür auch eher wahrgenommen.

Können solche regionalen und lokalen Kulturinitiativen die **Berggebietsentwicklung** nachhaltig beeinflussen? Das ist eine Frage, die hier im Raum steht und über die wir zum Schluss noch einen Moment nachdenken sollten. Der Blick in die Geschichte hat in dieser Hinsicht skeptisch gestimmt. Kulturinitiativen in Gestalt von religiösen und sprachlichen Anliegen hatten in meinen Augen keinen einheitlichen und signifikanten Einfluss auf die vormodernen und modernen Besiedlungsverhältnisse. Ich habe dies am Anfang meines Inputs skizzenhaft erläutert. Es gibt wirtschaflich-demografische Megatrends, die von der Auseinandersetzung über die ideale Lebensführung, Moral und Weltanschauung, nicht stark berührt werden. Ausserdem ist der Diskurs über diese kulturellen Güter keine historisch stabile Grösse, sondern im Einzelnen hoch variabel, um nicht zu sagen: flatterhaft. Was gestern galt, ist heute schon „demodé“ – Kultur funktioniert eben auch über Distinktion. Eine Konstante im Kulturkarussel ist eigentlich nur die Tatsache, dass der Alpenraum fast immer in einem weiträumigen Diskurszusammenhang mit dem flachen Umlandregionen stand und weiterhin steht. In der Regel machen die Ideen nicht an geomorphologischen Grenzen halt. Salecina ist ein gutes Beispiel für einen solchen Ideenaustausch zwischen „Unterländern“ und „Oberländern“ und den vielen „Zwischenländern“.

Nach meinem Dafürhalten sind diese Vorbehalte und Einschränkunen eher eine frohe Botschaft: Wenn wir in Italienisch Bünden, in Uri, im Bregenzerwald und wo auch immer eine Kulturinitiative starten, sind wir nicht in jedem Moment angehalten, den ganzen Alpenraum zu retten. Wir können uns auf das konzentrieren, was vor Ort wirklich zählt und dort können wir uns zu Recht einen erheblichen, positiven Einfluss auf reale Menschen erhoffen. So wie es in Graubünden zum Beispiel Köbi Gantenbein praktiziert oder in Bern Beat Hächler mit seiner kreativen Museumsequipe. Die Alpen können wir dann vielleicht zur Unterstützung unserer Anliegen benützen, indem wir darauf hinweisen, dass sich dieser Ort und diese Region in einem majestätischen Gebirgsraum befindet. Dann ist es weniger so, dass wir die Alpen retten müssen – dann retten die Alpen uns. Wie sagte es ein italienischer Bischof im 17. Jahrhundert? „**Ex alpibus salus**“ – aus den Alpen kommt das Heil. Das scheint mir immer noch eine zukunftsfähige Vision zu sein. Vielen Dank.